



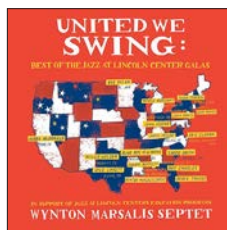
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Kamasi Washington: Heaven & Earth; Kamasi Washington (ts), Cameron Graves (p), Brandon Coleman (keyb), Mike Mosley (b), Tony Austin (dr) Ronald Bruner, Jr. (dr), Ryan Porter (tb) u. v. a.; Young Turks/ Indigo

Heiliger Kamasi, Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden! Denn auch für sein neues Opus „Heaven & Earth“ hat Washington wieder Dutzende Jünger versammelt, um in überbordender Opulenz den Jazz für die Jugend zu retten. Wie schon beim gefeierten Vorgänger „The Epic“ (Brainfeeder/Rough Trade) packt der durchgängig röhrende Coltrane-Adept auch hier schichtweise jede Menge Reminiszenzen der Jazzhistorie auf die druckvollen Hard-Bop-Fundamente seines bewährten Doppel-Quartetts. Ein überwältigender Bombast samt Orchester und Chor, aufgeladen mit „Black Lives Matter“-Furor, den beim von Bruce Lee inspirierten „Earth“-Opener „Fists Of Fury“ die Vokalistin Dwight Trible and Patrice Quinn so intonieren: „Our time as victims is over / We will no longer ask for justice / Instead, we will take our retribution“.

Hatten wir so ähnlich schon auf „The Epic“, wobei in den zwischen Kitsch, Ekstase und Genialität schillernden Stücken mit latentem Gospel-Feeling viele beachtliche Soli funkeln. Ansonsten entdeckt man den Mystizismus von Sun Ra neben Coltranes hymnischer Spiritualität in hochgradiger Potenzierung, was aufgrund der Überdosierung zu Ermüdungserscheinungen führen kann. Die zweite Scheibe „Heaven“ ist dagegen spürbar mehr „down to Earth“ und bietet etwa mit „The Space Travellers Lullaby“ fast so etwas wie Erholung für die Ohren. Während das flehende „Show Us The Way“ (bitte, bitte, Kamasi!) vor Pathos nur so trieft. Ein hochemotionales Wechselbad großer Gefühle mit Polit-Attitüde, das einen mal schüttelt, mal rührt. Wer nach 150 Minuten immer noch nicht genug hat, sollte zum Cutter greifen. Verbirgt sich doch unter dem Messias im Mittelteil des Covers eine dritte CD, u. a. mit Carol Kings „Will You Love Me Tomorrow“. Eine gute Frage, für die wir keine Antwort haben.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

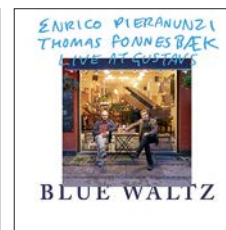
Wynton Marsalis Septet: United We Swing – Best Of The Jazz At Lincoln Center Galas; Wynton Marsalis (tp), Wess Anderson (as), Viktor Goines (ts), Reginald Veal (b), Herlin Riley (dr) u. v. a.; Blue Engine / Galileo MC

Mit dem Kauf dieser Wahnsinns-Scheibe können Sie gleich mehrfach Gutes tun. Denn erstens gehen alle Einnahmen an die „Jazz at Lincoln Center's education programs“, wovon gut 60.000 Studenten weltweit profitieren. Und zweitens verwöhnen Sie mit „United We Swing“ neben sich selbst auch Ihre HiFi-Anlage auf allerhöchstem Niveau. Denn die zwischen 2003 und 2007 live aufgenommenen Songs mit einem sagenhaften Staraufgebot von den „Blind Boys of Alabama“ über (man staune!) Bob Dylan, Ray Charles selig und Eric Clapton bis Willie Nelson, Lyle Lovett, Carrie Smith und Lenny Kravitz sind von einer derart druckvollen, präzise durchgezeichneten Transparenz.

Erwartungsgemäß grooven die 16 Tracks höllisch im Spannungsfeld von Blues über New Orleans bis Pop-Jazz – garniert von grandiosen Soli des prachtvoll aufspielenden Wynton Marsalis Septet in variierender Besetzung, das jedem seiner Stargäste den perfekten Rahmen bot. Schon die mächtig growlende Posaune von Wycliffe Gordon in den ersten Sekunden der knapp 71-minütigen Power-Show legt die Latte hoch. Und dann geht ein Feuerwerk guter Laune ab – mit fabelhaften Vokalistinnen wie Audra McDonald, deren sprachlos gejaulter (echt wahr) „Creole Love Call“ zum Heulen schön ist, einem relaxed bluesigen Dylan samt Mundharmonika oder dem unnachahmlichen Ray Charles in einer seiner letzten Aufnahmen, die Marsalis mit schneidender Trompete übergläntzt. Und Eric Clapton in lässiger Street-Parade-Seligkeit erlebt man auch nicht alle Tage.

Kaum denkt man, besser geht's kaum, da setzt der nächste Superstar ein neues Glanzlicht. So Willie Nelson beim „Milk Cow Blues“ oder Lyle Lovett, dessen „My Baby Don't Tolerate“ von dem hinreißenden „Wynton Marsalis Septet“ natürlich ebenso süffig untermalt wird wie der Rest vom „Best of the Jazz at Lincoln Center Galas“. Ein tolles Vergnügen.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Enrico Pieranunzi: Blue Waltz; Enrico Pieranunzi (p), Thomas Fønnesbæk (b) Stunt / In-akustik

Sehnsucht nach Italien? Vielleicht lässt sich dieser Wunsch auch auf charmant jazzige Art mit der Musik von Enrico Pieranunzi erfüllen. In seinen Kompositionen „Come Rose Dai Muri“ und „Molto Ancora (Per Luca Flores)“ tauchen in abstrahierter Form vage Erinnerungen an die Soundtracks von Federico Fellini auf. Die damit verbundenen Improvisationen lassen aber keinen Zweifel darüber aufkommen, dass hier ein virtuoser Pianist am Werk ist, der zur Crème de la Crème des europäischen Jazz gehört. Das hat der Künstler auf zahlreichen Platten bewiesen.

Aber offenbar wird der souverän spielende Protagonist im Alter noch besser, zumal unter optimalen Bedingungen: Mit der Wahl des Bassisten Thomas Fønnesbæk fand Pieranunzi einen Duo-Partner, der sensibel auf die Nuancen seines Anschlags wie auch auf seine impressionistischen Pianolinien reagiert. Offenbar war auch die besondere Live-Atmosphäre in Gustav's Bistro, Kopenhagen, wo im Sommer 2017 die Aufnahmen erfolgten, derart anregend, dass beide Künstler zur Höchstform aufliefen. Bis auf „First Impression Last“ von Fønnesbæk und zwei Standards aus dem Great American Songbook – Cole Porters „Everything I Love“ und Jerome Kerns „All The Things You Are“ – sind die weiteren sieben Stücke vom Leader. „Blue Waltz“ wird mit einem romantischen Piano-Motiv eingeleitet.

Nach dem wie ein fantasievolles Intermezzo klingenden Bass-Solo verflüchtigt sich die Walzerstimmung: Verbunden mit einem Tempowechsel kreiert der Pianist eine dichte Improvisation, in der eine Staffette swingender Motive gegen Ende des Stücks den Bassisten förmlich mitreißt. Die Kunst des Duospiels in vollendeter Form.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

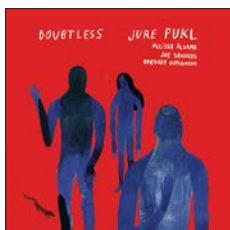
Benoît Delbecq 4: Spots On Stripes; Benoît Delbecq (p), Mark Turner (ts), John Hébert (b) und Gerald Cleaver (dr)
Clean Feed

Der französische Pianist und Komponist Benoît Delbecq ist in vielen musikalischen Welten zu Hause: Seine Aktivitäten sind in der Modernen Klassik, in der Filmmusik, sowie der Pop- und Jazz-Avantgarde präsent. Für sein neues, mit amerikanischen Spitzenmusikern besetztes Quartett schrieb er zehn Stücke, in denen er diese vielschichtigen Erfahrungen einbringt.

Mitunter kristallisieren sich seine Themen, wie beispielweise der Albumtitel, erst langsam heraus. Mit rhythmisch anspruchsvollem, von dem Bassisten John Hébert und dem Drummer Gerald Cleaver kreierten Intro deutet der Tenorsaxofonist Mark Turner das Thema an. In dem nachfolgenden Pianoso summiert sich das Verständnis des Leaders für komplexe Zusammenhänge: In Delbecqs Improvisation ist die Motiv-Anordnung ein dramaturgisches Merkmal: Studien bei dem mit sparsamen melodischen Fragmenten Spannung schaffenden Pianisten Mal Waldron und dem Free-Jazz-Bassisten Alan Silva hat er in seine eigene musikalische Dialektik umgewandelt. Entgegen des fatalistischen Titels „Broken World“ klingt dieses Stück ziemlich optimistisch. Héberts Bass-Feature erinnert mit seinen ruhigen Passagen an einen Philosophen, der sich mit existenziellen Gedanken auseinandersetzt. Das von Polyrhythmen unterfütterte „The Loop Of Chicago“ führt nach dem brillanten Beitrag des Pianisten zu einem kongenialen Drum-Solo.

In „Disparation“ – von Delbecq auf dem präparierten Piano vorgetragen, das hier an den Klang einer Kalimba erinnert – schwingt afrikanische Musik mit. Mark Turners besondere Spielweise besticht in „De Stael“ durch ihre Klarheit. Seine Chorusse sind von subtiler Eleganz, in der sich Cool-Jazz-Reminiszenzen, Neobop-Diskurse und Avantgarde zu einem stimmigen Ganzen vereinen. Der richtige Stoff, um Benoît Delbecqs zeitgemäßes musikalisches Projekt abzurunden.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

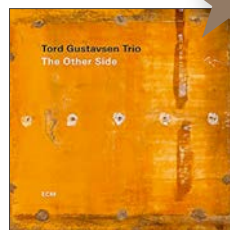
Jure Pukl: Doubtless; Jure Pukl, Melissa Aldana (ts), Joe Sanders (b), Gregory Hutchinson (dr)
Whirlwind / Indigo

Das Ganze erinnert an eine Saxofon-Love-Story. Auf der aktuellen Platte des slowenischen Tenorsaxofonisten Jure Pukl, der sich mit seiner Spielweise auch in der New Yorker Szene einen Namen machte, spielt Melissa Aldana mit. Seit kurzem ist die aus Santiago stammende chilenische Musikerin mit dem Leader verheiratet. Auch sie spielt Tenorsaxofon, wobei sie kein Geheimnis daraus macht, dass in ihren Chorussen Erinnerungen an die figurenreichen Auslegungen von Modern-Jazz-Giganten wie Sonny Rollins ebenso mitschwingen wie die zeitgemäße musikalische Dialektik von Saxofonisten wie Chris Potter und Mark Turner.

Dass Aldana mit dieser Konzeption bei Pukl einen musikalischen Seelenverwandten fand, zeigt sich in jedem Stück der abwechslungsreich gestalteten Aufnahme-Session. Er bringt es mit dem Statement auf den Punkt: „Ich kenne nicht viele Saxofon-Paare, die gerne gemeinsam auftreten, aber bei mir und Melissa ist es das Gegenteil – es fühlt sich natürlich an, wir haben ein ähnliches Tenor-Vokabular, und diese Energie verbindet uns“. Wie sich die beiden mit überschwänglichen Saxofon-Linien in „Doubtless“ und „Intersong“ annähern, bis sie zu den Themen vorstoßen, wirkt wie eine spannende Ankündigung für die nachfolgenden Improvisationen. Ebenso ereignisreich fallen das unisono vorgetragene „Doves“ und das von Joe Sanders mit einem prägnanten Bass-Intro startende „Where Are You Coming From“ aus.

In ihren Soli reizen die Saxofonisten flexibel das tonale Spektrum ihrer Instrumente aus, mit dem im tiefen Register vollen, warmen und im hohen gleißend hellen Klang. Ihre kreative Übereinkunft wird durch den magischen Drive der Rhythmusgruppe noch beflügelt. Speziell in dem die Session beendenden „Bad Year – Good Year“ wird durch die Interaktionen des Bassisten mit dem Drummer Gregory Hutchinson dieser Gruppenzusammenhalt besonders hervorgehoben.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

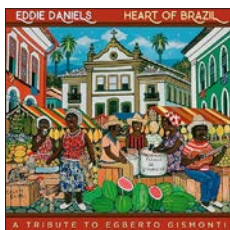
Tord Gustavsen Trio: The Other Side; Tord Gustavsen (p, electr), Sigurd Hole (b), Jarle Vespestad (dr)
ECM / Universal; CD, LP

Als 2008 der Kontrabassist Harald Johnson krankheitsbedingt aus dem Tord Gustavsen Trio ausscheiden musste und 2011 im Alter von nur 41 Jahren verstarb, waren das harte Schläge für Tord Gustavsen. Seitdem spielte der erfolgreiche norwegische Pianist in unterschiedlichen Besetzungen und kehrt erst jetzt, nach elf Jahren, wieder zu einer festen Triobesetzung zurück: mit dem bewährten Drummer Jarle Vespestad sowie dem neuen Kontrabassisten Sigurd Hole. Beide fügen sich nahtlos in den homogenen Gruppensound ein, der dominiert wird von Gustavsens feinem, singenden Pianospiegel.

Man geht wohl nicht zu weit, wenn man das Album „The Other Side“ als späte Trauerarbeit interpretiert, gründend nicht zuletzt auf Chorälen. Im Mittelpunkt stehen drei Werke Bachs. In „Komm, o Tod, du Schlafes Bruder“ aus der Kantate „Ich will den Kreuzstab gerne tragen“ geht es um die Erlösung eines Kranken von seinen Leiden, aus der getragenen Vorlage formt das Trio ein melancholisches, gleichwohl groovendes Stück Jazz – gänzlich unsentimental und gerade deshalb ergreifend. Während die drei dort im Vergleich das Tempo anziehen, verlangsamen sie es beim Ausschnitt aus der Motette „Jesu, meine Freude“, wodurch die zuversichtliche Botschaft zunächst in Frage gestellt wird. Zum Höhepunkt wird das Passionslied „O Traurigkeit, o Herzeleid“, das Gustavsen kontemplativ beginnt, um es dann dramatisch zu steigern – ein herzerreißendes musikalisches Gebet.

„The Other Side“ ist ein Bekenntnis zwischen meditativer Besinnlichkeit und hymnischer Emphase, inspiriert von Bach-Chorälen, norwegischen Folk-Traditionals und Modern Jazz fügt der ehemalige Kirchenorganist Gustavsen hier divergierende Stile nahtlos zu einem großen Ganzen.

Andreas Kunz



Musik
★★★★
Klang
★★★★☆

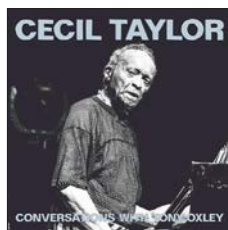
Eddie Daniels: Heart Of Brazil; Eddie Daniels (cl, ts), Josh Nelson (p), Kevin Axt (b), Mauricio Zottarelli (dr), Harlem Quartet (strings); Resonance / H'Art Musik

Wussten Sie, dass sich Egberto Gismonti sein famoses Gitarrenspiel autodidaktisch beibrachte, klassisches Piano dagegen 15 Jahre lang studierte und so wie Quincy Jones oder Astor Piazzolla in Paris bei Nadia Boulanger grundsolide Komposition und Orchestrierung lernte? Ob die berühmte Pädagogin dem Sohn eines Libanesen und einer Sizilianerin den gleichen Rat wie dem Erneuerer des Tangos mit auf den Weg gab, nämlich sich auf den Klangreichtum seiner Heimat zu konzentrieren, ist nicht bekannt, aber wahrscheinlich.

Jedenfalls nahm die Karriere des fingerflinken Brasilianers, der seine ebenso lyrischen wie rhythmisch vertrackten Stücke auf einer eigens für ihn gefertigten achtsaitigen Gitarre präsentiert, in den 70er-Jahren mächtig Fahrt auf. So verkaufte sich sein 1977 für ECM mit dem Perkussionisten Naná Vasconcelos eingespieltes Album „Dança das cabeças“ über 200.000 mal. In der Folge entstanden Dutzende Aufnahmen, zuletzt 2009 „Saudações“. Danach wurde es stiller um Egberto Gismonti, der kaum noch in Europa zu erleben war.

Ein Glück, dass nun der amerikanische Klarinettist Eddie Daniels (* 1941) auf „Heart of Brazil“ 13 Gismonti-Kompositionen mit warmer Intonation sanft swingend zelebriert. Wobei der einzige Hit auf dem delikaten Album, das betörende „Loro“, gleich zu Beginn von Daniels samt feinem Solo des durchgängig sinntragenden Pianisten Josh Nelson abgefeiert wird. Dass später, so bei „Baião Malandro“, farbenreiche Streicher den von der Klarinette überglänzten Wohlklang bereichern, passt bestens ins Bild – untermalte Gismonti doch häufig seine poetischen Melodien auch mit Geigen. Das opulente Booklet lohnt die Lektüre und macht mit der prachtvoll kammermusikalischen Inszenierung des „Heart Of Brazil“ die Wiederentdeckung von Egberto Gismonti zum immens spannenden Vergnügen.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Cecil Taylor: Conversations With Tony Oxley; Cecil Taylor (p), Tony Oxley (dr) Jazzwerkstatt

Schon zu Beginn seiner Laufbahn trat Cecil Percival Taylor (1929-2018) eine Konzeption ohne Berührungsängste mit anderen musikalischen Bereichen, während sich viele Kollegen allein auf die Roots afroamerikanischer Musik bezogen. Für Taylor waren die Werke europäischer Komponisten des 19. Jahrhunderts ebenso anregend wie die exotischen Klänge aus anderen Kulturkreisen. Bereits im Alter von sechs Jahren begann er mit dem Pianospiele. Damals bestimmte seine Mutter – sie war Tänzerin und spielte Violine und Piano –, dass er mit Ausnahme der Sonntage täglich üben musste. An diese strenge Anordnung hielt sich der Pianist sein ganzes Leben. Allerdings betrachtete er seine sich über Stunden erstreckenden Übungen als Vorbereitung, um zur spirituellen Ebene seiner Musik vorzudringen. In einem Interview äußerte er sich einmal, er könne nicht verstehen, wenn Künstler, die moderne Lyrik begleiten, selbst keine Poems lesen. Musik, Dichtung und Tanz gehörten für Cecil Taylor zusammen.

Das traf auch für seinen Auftritt im Februar 2018 im Kammermusiksaal der Philharmonie Berlin zu. Die melodischen Segmente, die der Pianist zwischen strukturierten Improvisationen und wilden Clustern einstreut, sind in vier nur mit ihrer zeitlichen Länge angegebenen Stücken dokumentiert, wobei das längste mit „37'18“ den Anfang macht. Allen gemeinsam ist der Vorstoß in dunkle Klangwelten, die mit der Entdeckung geheimnisvoller, bizarrer Motive einhergehen.

Für konventionelle Drummer war Cecil Taylors perkussives Pianospiele kaum nachvollziehbar. Dem britischen Free-Jazz-Drummer Tony Oxley gaben sie die Steilvorlage für die Kreation eigener rhythmischer und melodischer Muster. Taylor bezeichnete sich als Konstruktivist, dem es darauf ankomme, jedem Stück eine total integrierte Struktur zu geben. Dafür lieferte der ungewöhnlich agierende Drummer Tony Oxley die entsprechenden Ergänzungen.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Julian Argüelles: Tonadas; Julian Argüelles (ss, ts, perc), Sam Lasserson (b), James Maddren (dr, perc) u. a.; Edition / Membran

Eigentlich ist Julian Argüelles ein waschechter Big-Band-Bläser, der seine Karriere in den 1980er-Jahren bei den wirkmächtigen „Loose Tubes“ begann. Um danach in der Kenny Wheeler Big Band, bei Django Bates' Delightful Precipice und in Colin Towns' Mask Orchestra Akzente zu setzen. Während er hierzulande als Mitglied der hr-Bigband von 2006-2011 auch diverse eigene Projekte realisierte, etwa mit dem englischen Klavier-Trio Phronesis.

So verwundert es auch nicht weiter, dass deren Tastenmann Ivo Neame auf Argüelles' neuem Quartett-Album den Platz des ursprünglich eingeplanten Kit Downes übernahm. Welche Folgen das für die flamboyanten, von lyrischer Schönheit geprägten und gelegentlich mit afrikanischer Note unterlegten Stücke des 52-jährigen Saxophonisten hat, erschließt sich wohl nur intimen Kennern der Julian Argüelles' Tetra genannten Original-Besetzung. Jedenfalls setzt der Spross einer der ältesten englischen Brauerei-Dynastien bereits in den ersten Takten schöne Duftmarken, die sich in den folgenden 55 Minuten zu ebenso delikate wie flirrend-druckvoll ausgespielten Strukturelementen summieren. Wobei in dem dynamisch attraktiven Teamwork der Rhythmiker – Sam Lasserson (Bass) und James Maddren (Drums) liefern punktgenau mit beachtlicher Sensibilität – immer wieder duftige Piano-Lines aufblitzen, die Argüelles' feinzisierte Melodiebögen nicht allein grundieren, sondern sie in diskreter Eleganz fabelhaft beflügeln.

Dass die acht Tracks Titel wie „Alalá“ oder „Sevilla“ tragen, verdanken sie den spanischen Wurzeln des in England geborenen Bläasers. Weshalb in dem melodischen Reichtum, der in mediterraner Leichtigkeit leuchtet, auch iberische Spurenelemente zu finden sind. Rhythmisch dagegen funkelt das Quartett organisch in offenen, modern swingenden Strukturen, die allen Instrumenten Freiräume zu solistischer Entfaltung und dialogische Momente bieten. In toto ein unkompliziertes, gleichwohl anspruchsvolles Hörerlebnis.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

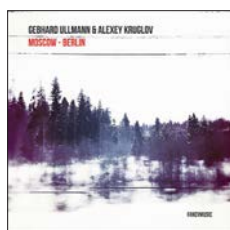
Charles Lloyd & The Marvels + Lucinda Williams: Vanished Gardens; Charles Lloyd (ts, fl, voc), Lucinda Williams (voc), Bill Frisell (g), Greg Leisz (pedal steel guitar, dobro) u. a.; Blue Note / Universal

Als Charles Lloyd 2016 anlässlich seines zweiten Blue-Note-Albums „I Long To See You“ seine neue Band The Marvels vorstellte, war das für mich, gelinde gesagt, etwas irritierend. Durch das Engagement der beiden Gitarristen Bill Frisell und Greg Leisz veränderte sich der Ensemble-Sound, der rund ein halbes Jahrhundert von dem offenen Konzept des Saxofonisten und Flötisten geprägt war. Bislang verbanden sich darin die Echos von Memphis Blues, Modern Jazz und freien Assoziationen zu einer originellen Form. Durch die Saitenkünstler kam jetzt ein gewaltiger Schuss an Country, Folk und Pop auf hohem Niveau ins Spiel, das aber irgendwie nicht überzeugte. Auch die beiden Vokaleinlagen, an denen Nora Jones und Willie Nelson beteiligt waren, verstärkten eher diesen Eindruck.

Im Vergleich dazu fällt Charles Lloyds neues Album „Vanished Gardens“ um Längen besser aus. Das Repertoire setzt sich aus fünf Instrumentalstücken und der gleichen Anzahl von Songs zusammen, die bis auf Jimi Hendrix' „Angel“ von Lucinda Williams stammen, die als Gaststar bei Charles Lloyd & The Marvels mitwirkte. Die Sängerin mit der rauen, sinnlichen Stimme, die einige der aufregendsten, zwischen Rock und Country pendelnden Platten einspielte, passt hervorragend zu Lloyds Musik. Den Anfang macht der Leader mit „Defiant“. Sein im faszinierenden Sound gebotener Tenorsax-Einstieg und die Improvisation im mittelschnellen Tempo bescheinigen dem mittlerweile 80-jährigen Künstler, dass er immer noch für eine Überraschung gut ist.

Ebenso packend bereitet er in „Dust“ den Auftritt von Lucinda Williams vor. Ihr Gesang und die Lyrics sind mitreißend und finden im Solo des Saxofonisten ihre Entsprechung. In „Ballad Of The Sad Young Man“ kreiert Bill Frisell ein empathisches Gitarren-Solo, das Lloyd mit herrlichen Saxofon-Chorussen weiterführt. Ein großartiges Studioalbum, das lange nachwirkt.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Gebhard Ullmann & Alexey Kruglov: Moscow – Berlin; Gebhard Ullmann (ts, bcl, electr), Alexey Kruglov (as, a-cl, rec); Fancymusic / online

In England sagt man mit nobler Discretion gern „Let's make music“, wenn man auf ein intimes Treffen à deux aus ist. Derartige Aufforderungen sind unnötig, treffen zwei im Gleichtakt schwingende Jazzler aufeinander, um ungestört von Dritten intensiven Austausch zu pflegen. Was stets ein Wagnis ist, denn ohne Offenheit, gegenseitiges Vertrauen und die Fähigkeit zu spontaner Reaktion gelingen kaum einmal Dialoge, die (später) nachhaltig zu fesseln vermögen. Hier präsentieren Gebhard Ullmann und Alexey Kruglov die Hohe Kunst musikalischer Zwiegespräche auf anspruchsvollem Niveau.

Der Berliner Freejazzler (* 1957) und sein junger russischer Kollege (* 1979) erprobten ihr Programm zunächst in Russland, das sie dann am 29. Dezember 2014 in Berlin dem heimischen Publikum zu Ohren und auf Band brachten. Ein schillerndes Vergnügen aus Kompositionem und Improvisiertem als kurzweiliges Wechselspiel von Tenorsax und Bassklarinette (Ullmann) mit Altsax und Altklarinette (Kruglov) – wobei die Kannen auch schon mal präpariert oder nur in Form ihrer Mundstücke auftauchen.

Faszinierend, wie sich bei den insgesamt 15 recht kurzen Stücken duftige Dialoge voll' melodischer Schönheit („Poet“) in organischem Fluss mit fröhlich-freiem Geschnatter („Für Johann S.“) und swingenden Sax-Duellen („Gulf Of Berlin“) nahtlos wie Perlen aneinanderreihen. Wobei Alexey Kruglov obendrein auf der Blockflöte (engl. Recorder) delikate Akzente setzt – etwa beim zarten „Go East (im Sommer)“. Vergnügtes Fazit: Lang lebe ihre deutsch-russische Freundschaft – spasio!

Sven Thielmann

DAS UNGEWÖHNLICHSTE GESAMTKUNSTWERK DES JAZZ

WAYNE SHORTER

EMANON

Das neue Album von Jazzlegende Wayne Shorter wird zusammen mit einer illustrierten Graphic Novel zum Erlebnis für alle Sinne.



WERTVOLLES
SAMMLERSTÜCK

WELTWEIT STRENG
LIMITIERT!

Als 3 CDs
+ Graphic Novel im
Hardcoverbuch,
sowie als 3 CDs + 3 LPs
+ Graphic Novel im LP-Schuber.

Wayne Shorter - saxophone / Danilo Pérez - piano /
John Patitucci - bass / Brian Blade - drums,
Orpheus Chamber Orchestra, Studioaufnahmen
+ Live in London

Graphic Novel geschrieben von Wayne Shorter und illustriert
vom namhaften Comic-Künstler Randy DuBurke



Musik
★★★★
Klang
★★★★☆

Horace Silver: Live In Paris 14 Février 1959; Horace Silver (p), Blue Mitchell (tp), Junior Cook (ts), Gene Taylor (b), Louis Hayes (dr); Frémeaux Associés / Galileo

Der Mann mit dem wohlklingenden Namen Horace Ward Martin Tavares Silver (1928-2014) war der funky Pianist der ersten Stunde. Mit dem Drummer Art Blakey hatte er als Co-Leader die Jazz Messengers gegründet, eine der spannendsten Hardbop-Gruppen, sich dann aber entschlossen, eigene Wege zu gehen. Das geschah mehr oder weniger zufällig, denn eigentlich hatte er keinen besonderen Ehrgeiz, Bandleader zu werden. Aber der Erfolg des von ihm komponierten „Senôr Blues“ schaffte in einer Single-Auskopplung sogar den Sprung in die Jukebox. Das machte dem Pianisten 1956 die Entscheidung für die Selbstständigkeit sicher leichter.

Bei seiner drei Jahre später erfolgten Europatournee bildete dieses Thema den krönenden Abschluss im Olympia Theater Paris. Darin wurden die vielfältigen Spektren des Blues erweitert und mit karibischen Rhythmen versehen. Horace Silvers prägnantes Einzelnotenspiel, das frei von technischen Bravourleistungen fantasievolle Motivketten aneinanderreichte, wurde Spannungsgeladen von einer seiner besten Quintett-Formationen unterstützt. Die berühmte Gruppe mit dem Trompeter Blue Mitchell und dem Saxofonisten Junior Cook, dem Bassisten Eugene Taylor und dem Drummer Louis Hayes bestand von 1958-1963.

Ein anderes Stück von diesem begeisternden Konzert ist „The Preacher“, der Prototyp eines Souljazz-Themas. In ihm steckt die emotionale Kraft, die sich im Dialog zwischen der Gemeinde und dem Prediger während eines Gottesdienstes entwickelt. Das ekstatische Moment des Gospels und ein Bekenntnis zum Blues sind gleichermaßen vorhanden. In Horace Silvers Musik gehörte das uralte „Ruf und Antwort“-Ritual immer zu den wichtigsten Zutaten, die seine ausdrucksvollen Themen bereicherten.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★☆

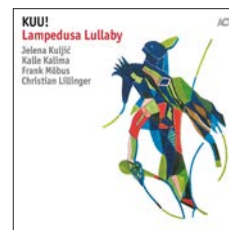
Johannes Bigge Trio: Imago; Johannes Bigge (p), Athina Kontou (b), Moritz Baumgärtner (dr); nWog / Edel

Johannes Bigge hatte man ob seines harmonisch hochattraktiven Debüt-Alboms „Pegasus“ vor zwei Jahren durchaus schon im Blick gehabt – und mangels adäquater Bühnenpräsenz auf deutschen Bühnen rasch wieder daraus verloren. Nun, wer damals auf das geflügelte Pferd setzte, der darf sich von seinem Nachfolger „Imago“ jetzt aufs Schönste bestätigt fühlen.

Denn mit faszinierender Unbekümmertheit erzählt der Pianist mit seinem Trio heiter swingende Geschichten, in denen sich flirrende Klangpracht mit fein abgestufter dynamischer Raffinesse zu unkomplizierter Hörbarkeit paart. Leichthändig dahingetupfte Melodien kontrastieren mit minimalistischen Lines im Diskant, gelegentlich brodeln die linke Hand auch mal in flächiger Opulenz dunkel tönend, entwickeln sich rhythmische Verschiebungen zu packenden Spannungsbögen von beachtlicher Strahlkraft. Dazu pulst die griechischstämmige Athina Kontou mit tatkräftiger Verve markante Bass-Lines, die sich in schöner Tonfärbung bestens in die poetischen Tracks mit Namen wie „Irrlicht“, „Elektromagnet“ oder „Labyrinth“ einfügen. Während Moritz Baumgärtner adäquat alle Mittel nutzt, um die atmenden Strukturen mit vitalen Rhythm-Pattern zu füllen. Wobei er von knackigen Snare-Shots über rollende Tom-Attacken bis hin zu prasselnden Cymbal-Rides souverän alle Möglichkeiten seines Schlagzeugs ausspielt und dabei stets perfekt die Balance zwischen diskreter Akzentuierung und druckvollem Powerplay findet.

Was sich mit Johannes Bigges attraktiver Pianistik und dem dynamischen Bass-Work von Athina Kontou zu rundum überzeugender, erfrischend eigenständiger Trio-Kunst addiert, die reichlich Potenzial für eine große Zukunft birgt.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★☆

KUU!: Lampedusa Lullaby; Jelena Kuljić (voc), Kalle Kalima, Frank Möbus, Christian Lillinger (dr) ACT / Edel

Was erwartet uns von einer Band, die mit einem Album „Sex gegen Essen“ ihren Einstand gab? „Ordentliche“ Jazzmusik wohl nicht. Eine gebürtige Serbin, die als Schauspielerin ein ebensolches Ereignis ist wie als Sängerin, trifft auf ein Berliner Triumvirat aus zwei freistilfreudigen Gitarristen und dem wohl furiosesten Schlagzeuger der aktuellen Improvisationsszene. Nachdem Jelena Kuljić 2003 nach Deutschland kam, studierte sie Jazzgesang, trat mit eigenen Bands hervor und war an Musikprojekten von Paul Brody, Marc Sinan/Julia Hülsmann und anderen beteiligt. Das Quartett KUUH! gründete sie mit den Gitarristen Frank Möbus und Kalle Kalima sowie dem Drummer Christian Lillinger. Lauter Exponenten im quirligen Biotop zwischen Punkjazz und Art-Rock, wie es wohl nur in Berlin Bestand haben kann.

„So stellen sich Jazzmusiker Rock vor“, sagt Kuljić über die KUU!-Musik, und diese spielen Songs von enormer Dichte und Energie. Das ist kompakt, laut, hektisch, rhythmisch oft ganz schön vertrackt, aber immer so präzise „auf den Punkt“ gespielt wie ein gut platzierter Punch. Mitunter sind gute Nerven gefragt, will man sich nicht ausknocken lassen, doch es gibt auch Ruhiges, Balladenartiges wie den Titelsong. Dabei ist „Lampedusa Lullaby“ alles andere als ein mediterranes Wiegenlied. Es geht um Flucht übers Meer, Schlepper und ein Boot namens „Ocean Queen“, anderswo um den Grenzübertritt in einem Milchtransport oder die Aschewolke über Island.

Die Band mit dem Ausrufezeichen haut einem die Themen in komplexen, dynamischen Rocksongs um die Ohren, dass man schier schreien möchte („Scream“). Doch wer sich im instrumentalen Gebrodel und Gerödel an Kuljićs Stimme hält, ist auf der sicheren Seite. Denn die bleibt cool.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

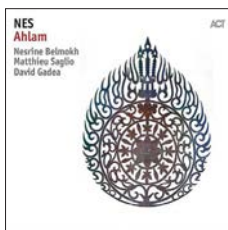
Peter Gall: Paradox Dreambox; Wanja Slavin (as, ts, u. a.) Rainer Böhm (p, synth), Reinier Baas (g), Matthias Pichler (b), Peter Gall (dr, perc, synth); Traumton / Indigo

Über Peter Gall muss man kaum viele Worte verlieren. Hat sich der Schlagzeuger im Laufe der letzten Dekade doch ein Renommee als souveräner, auf gut 30 Alben dokumentierter Impulsgeber erarbeitet. Und im Trio mit seinem klavierspielenden Bruder Chris ebenso für Aufhorchen gesorgt wie als Partner etwa von Torsten Goods oder in der Combo „Subtone“. Da ist es schon erstaunlich, dass er erst jetzt sein Platten-Debüt als Bandleader vorliegt. Die Begleiter sind alle handverlesen und wohlvertraut: Mit seinem Pianisten Rainer Böhm spielt er Quartett, den hier als Multi-Instrumentalist aufscheinenden Wanja Slavin kennt er durch die „Blume“, und Bassist Matthias Pichler steht bei „Subtone“ neben seinem Drum-Set. Beste Voraussetzungen also für spannende Zwiegespräche, die von dem hierzulande kaum bekannten niederländischen Gitarristen Reinier Baas zusätzlich aufgeheizt werden.

Dass „Dynamik“ ein Grundmotiv der zehn Kompositionen von Peter Gall ist, verwundert angesichts seines Instrumentariums nicht weiter; wohl aber, wie sehr sich im Laufe der hochtourig rotierenden Scheibe die Farbanmutungen verschieben. Während man den temporeichen Opener „Paradox Dreambox“, der rhythmisch wilde Haken schlägt und allen Beteiligten eine Soli einräumt, ebenso wie das entspannte im 6/8-Takt groovende „Faró“ im internationalen Modern Mainstream verorten kann, wechselt die Stimmung mit „4 West“ klar ins amerikanische Idiom. Sanft grundiert von Böhms Piano-Lines, serviert Slavin auf dem Altsax eine hübsche Melodie, die Pichler am Bass heiter weiterspinnt, derweil Gall dezent pulsierend alle Fäden zusammenhält, bis dann Synthesizer und Flötentöne den Wohlklang Richtung Fusion schieben.

Danach wird's deutlich europäischer, klingen die Stücke vielschichtiger und vertrackter, was zu suggestiver Intensität führt. Das Ergebnis sind melodisch wie rhythmisch farbenreiche Soundscapes voller raffinierter Details.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

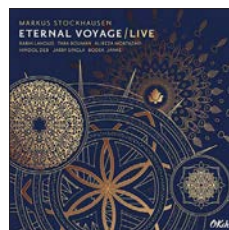
NES: Ahlam; Nesrine Belmokh (voice, ce), Matthieu Saglio (ce, voc), David Gadea (perc); ACT / Edel

NES ist Kosenamen der in Marseille geborenen Franko-Algerierin Nesrine Belmokh. Hier steht er für die Kollaboration dreier Musiker, die alle in Valencia leben und in der ungewöhnlichen Kombination von Stimme, Cello und Flamenco-Perkussion zu einer eigenwillig-originellen Klangsprache gefunden haben. Die wird geprägt von den Einflüssen arabisch-andalusischer Musik, denen die studierte Cellistin, die immer eine Sängerin sein wollte, auf Englisch, Französisch und Arabisch mit bewegender Eindringlichkeit Ausdruck verleiht.

Wobei es das Geheimnis des Münchener Labels bleibt, dass ihr Instrumentarium als „voice & cello“ firmiert, während dem ehemaligen Agrarwissenschaftler Matthieu Saglio, der als veritabler Cellist in unterschiedlichsten Kontexten erfolgreich ist, die Kombination „cello & vocals“ attestiert wird. Meist pizzicato, aber gelegentlich auch con arco in vibrierender Intensität, zeichnet der feinfühlig auch Loops nutzende Saitenkünstler flirrend-filigrane Klangbilder hinter Nesrines schwebende Stimme, die David Gadea überwiegend mit sanftem Pulsen auf der Cachon grundiert. Dass die drei öfters die orientalische Grundstimmung verlassen, um auch World- und Pop-Einflüsse zu explorieren, nimmt man beim ersten Hören eher erstaunt zur Kenntnis.

Eine vertiefende Analyse jedoch weckt leise Zweifel am Konzept. Da stehen hypnotisch-schwebende Preziosen wie „Ahlam“ in arabisch gesungener Intensität neben englischsprachigen Songs wie „Bye Bye“, dessen Multi-Layer-Singer-Songwriter-Attitüde trotz schöner Grundierung banal wirkt. Trost bietet da das chansoneske „Le Temps“, wo Nesrine Belmokhs Stimme, wie auch beim finalen „Prière“, deutlich überzeugender französische Poesie verspricht. Doch gerade diese Brüche verleihen der Musik von NES ihren Charme.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

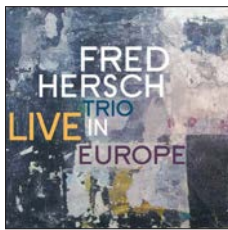
Markus Stockhausen: Eternal Voyage/Live; M. Stockhausen (flh), R. Lahoud (voc), T. Bouman (cl, b-cl), A. Mortazavi (santur), H. Deb (sitar), J. Singla (p, kb), B. Janke (perc) OKeh / Sony

Weiter geht sie, die „Eternal Voyage“ des Markus Stockhausen, die im Dezember 2008 in der Kölner Philharmonie begann. Da traf der Trompeter erstmals auf die beteiligten Musiker, gründete mit ihnen daraufhin die Gruppe Eternal Voyage und produzierte ein gleichnamiges Studioalbum. Es folgten andere Reisen mit anderen Gefährten, doch zur Verleihung der „Silbernen Stimmgabel“ durch den Landesmusikrat NRW im September 2017 rief er das Ensemble wieder zusammen, der WDR schnitt mit, und so hören wir Eternal Voyage jetzt live, mit neuem Programm und teilerneuerter Crew.

Sieben Musiker aus sechs Ländern wollen, so Stockhausen, „eine Brücke schlagen zwischen Ost und West, Jazz, Klassik und Folklore“. Ihre gemeinsame Sprache bezeichnet er als „One World Music“. Diese ist weithin orientalisch inspiriert: nahöstlich, persisch, indisch. Den Anfang macht „September Song“ (nicht der von Kurt Weill), den der deutsch-indische Keyboarder Jerry Singla mit einem Bordun vom Synthesizer eröffnet – perfekte Grundierung für die Sitar des Inders Hindol Deb.

Der libanesische Sänger Rahih Lahoud balanciert zwischen indischer und arabischer Melismatik, scat-artigen Improvisationen und Texten in arabischer Sprache, wozu Alireza Mortavi auf dem persischen Santur flirrende Hackbrettklänge einwirft. Mit Singla, der sonst eigene indisch geprägte Projekte verfolgt, und dem deutsch-polnischen Perkussionisten Bodek Janke sind zwei gefragte hiesige World-Jazzler im Boot, mit der (Bass-) Klarinettistin Tara Bouman Stockhausens Ehefrau, die so oft die Grenzgänge ihres Gatten begleitet. Der hält sich mit berührend-melancholischem Spiel und weiten Melodiebögen ausschließlich ans Flügelhorn, das bei ihm mal dunkel und verhalten, dann wiederum hell und strahlend klingt. Eine faszinierende musikalische Reise mit orientalisch-meditativem Flair.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

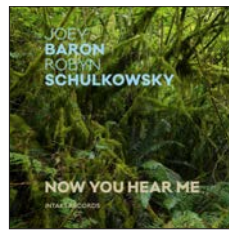
Fred Hersch: Live In Europe; Fred Hersch (p), John Hébert (b), Eric McPherson (dr) Palmetto Records / Proper

Es hat schon einen plausiblen Grund, dass sich der selbstkritische und mit hohem Anspruch arbeitende Pianist Fred Hersch rückblickend derart enthusiastisch über einen Auftritt äußert. Angeblich hatte er von dem Mitschnitt, der zum Ende seiner dreiwöchigen Europatournee im November 2017 im Flagey 4 Studio, Brüssel erfolgte, keine Ahnung. Als Hersch das Resultat hörte, war er vom kreativen Höhenflug seines Trios ebenso angetan, wie von der klangtechnisch hervorragend umgesetzten Aufzeichnung.

Mit sechs Eigenkompositionen und jeweils zwei Stücken von Jazzgiganten kreierte Fred Hersch ein äußerst abwechslungsreiches Konzert. Schon die ungewöhnliche Interpretation von „We See“ als Intro hat es in sich. Wie der Pianist das sperrige Thema von Thelonious Monk umgestaltet und in melodische Partikel zerlegt, ist frapierend. Dieser Effekt wird durch John Héberts flinke Basslinien und Eric McPhersons vielschichtige Beats ergänzt.

Wie hellwach dieses Rhythmus-Team auf jeden Ton des Leaders reagiert, wird in dessen „Snape Maltings“ und „Scuttlers“ besonders deutlich. Ohne Vernachlässigung des rhythmischen Pulses bringt der Bassist neue melodische Figuren ein, die sich mit den perkussiven Elementen des Drummers vereinen. Man spürt, wie dieses im Jahr 2010 mit der CD „Whirl“ debütierende Trio mittlerweile noch stärker zusammengewachsen ist. Von den drei Hommagen, die Fred Hersch an den britischen Pianisten Tom Taylor, den amerikanischen Schriftsteller Tom Piazza und den Saxofonisten Sonny Rollins richtete, gefällt mir „Newklypso (For Sonny Rollins)“ am besten. Es erinnert an „St. Thomas“ von dessen Platte „Saxophone Colossus“. Mit ähnlich unbeschwertem Karibik-Groove bringen Fred Herschs erfinderische Piano-Diskurse samt Rhythmusgruppe Farbe in den Alltag.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Joey Baron/Robyn Schulkowsky: Now You Hear Me; Joey Baron (dr, perc), Robyn Schulkowsky (dr, perc); Intakt Records

Wenn Genregrenzen keine Rolle spielen, eine Sache für sich steht und das irgendwie im Vorfeld bereits klar ist, dann hat man meist Großes in Händen. Das gilt für dieses fantastisch intensive Album der beiden amerikanischen Schlagzeuger/Perkussionisten Joey Baron und Robyn Schulkowsky auf jeden Fall. Die beiden gelten zu Recht als Meister ihres Fachs: Während Baron (eher) aus dem Jazz (John Zorn, Bill Fissell u. v. m.) kommt, stammt Schulkowsky (eher) aus der Neuen Musik (Karlheinz Stockhausen, Mauricio Kagel, John Cage, Iannis Xenakis) – aber das ist eigentlich völlig egal. Den beiden geht's einfach um Musik, um Klang und dessen genussreiche Erzeugung, um auszulotenden Raum, um (Mikro-)Rhythmus, um Austausch, um Spannungen, deren Erschaffung und Auflösungen. Das beweisen sie seit vielen Jahren eindrucksvoll in gemeinsamen Projekten.

Es sind vor allem die großen Bögen, die Baron und Schulkowsky in den vier bis zu 30 Minuten langen Schlagzeugduetten von „Now You Hear Me“ spannen, die das Ganze so reizvoll machen. Wenn ein einziger, weicher Bassdrum-Schlag – dank weitsichtiger Kompositionsstrategie oder geschmackvollster Improvisation an die richtige Stelle gesetzt – zu einem wohligh donnernden, ankernden Grollen wird und schwingendes Metall für farbenreichen Ton mit bisweilen gleißendem Strahlen sorgt, wenn Tom-Tom-Ostinati mit Miniaturimprovisationen eine schier atemberaubende Verbindung eingehen, dann sind Baron und Schulkowsky auf der Höhe ihrer Kunst, und das ist auf diesem Album durchgängig der Fall. Wenn Schlagwerk doch immer so feingesponnen und gleichsam hochenergetisch, wenn Dialog doch immer so freundschaftlich, achtungsvoll und ausgewogen, so unprätentiös und offen wäre.

Ingo Baron



Musik/Inhalt
★★★★★
Klang
★★★★★
Bild
★★★★★

John Abercrombie: Open Land – Meeting John Abercrombie; John Abercrombie (g); Adam Nussbaum (dr); Gary Versace (key) u. a.; Arno Oehri & Oliver Primus (regie); ECM / Universal DVD

Das Besondere an dieser Dokumentation sind die Bilder von Städten und Landschaften. New York bei Nacht, die Fahrt durch einen U-Bahn-Schacht, verschneite Natur, der Blick aus dem Flieger in ein Meer aus Wolken: Solche und ähnliche Ansichten, zumal weichgezeichnet, quasi „impressionistisch“ eingefangen, kennen wir von der Coverart-Ästhetik des Labels ECM. Hier dienen sie als Kulisse, vor der sich John Abercrombies Musik entfalten kann.

Diesem Künstler, der von den 1970ern bis zu seinem Tod 2017 zu den einflussreichsten Modern-Jazz- und Fusion-Gitarristen zählte, nähert sich Regisseur Arno Oehri behutsam. Er begleitet ihn zu prägenden Orten und befragt ihn zu privaten Fotos. Vor allem aber lässt er ihn erzählen: Wie ein draußen auf einer Treppe spielender E-Gitarrist das Feuer in ihm entfachte („da wurde mir klar, was ich wollte“) und er – als Ersatz für George Benson – das erste Mal professionell aufgenommen wurde. Selbstironisch plaudert Abercrombie darüber, wie er zufällig Thelonious Monk beim Kiffen kennenlernte. Ernstes kommt ebenfalls zur Sprache, etwa, dass er bei einem Hausbrand fast sein gesamtes Hab und Gut verlor. Aber selbst über dramatische Ereignisse berichtet der Meistergitarrist ruhig und vergleichsweise lakonisch – Ausdruck einer Persönlichkeit, die einem tiefen, geheimnisvollen Fluss gleicht.

Kontrapunkte in Form von Experten-Statements oder Zeitzeugen fehlen, außer Abercrombie selbst kommen nur wenige Musikerkollegen sowie (gegen Ende) seine Frau zu Wort. So ergibt sich in der Summe ein zurückhaltendes, intimes Künstlerporträt.

Andreas Kunz